

Wer sind “die Anderen”?

Historische Erkundungen im Kontext von Kriegserlebnissen

Stadtmuseum Weimar

03.03.2016

Prof. Dr. Jörg Seiler, Erfurt

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Thearl Mesecher war einer der etwa 90.000 US-Amerikaner, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren. In 3 Tagebüchern hielt er seine Erfahrungen aus der Gefangenschaft fest. U.a. war er knapp 2 Jahre als Kriegsgefangener in Jaskow, nahe Danzig, interniert. Nach seiner Befreiung und der Rückkehr in die USA 1945 hielt er weiterhin Kontakt mit der Familie von Rudolph Voss. Dessen Tochter, Billa Voss, war von einem deutschen Wachmann erschossen worden, als sie versuchte, für Thearl einen Fisch ins Gefangenenlager zu schmuggeln. Am 18. Dezember 1946 schrieb Rudolph Voss an Thearl Folgendes: „Die Zeiten haben sich geändert. Nun sind wir die Gefangenen. Rechte haben wir keine; die Russen und Polen tun mit uns, was sie wollen.“

[„Times have changed. Now we are the Gefangenen (prisoners). We have no rights; the Russians and Poles do with us as they please“.]

Dieser Schriftverkehr und ein Teil der Tagebücher wurde von der Non-profit-Organisation *Traces* herausgegeben. Im Vorwort zu seinem Tagebuch denkt Thearl über die Bedeutung des Wortes „Gefangene“ nach:

„Gefangene – das ist ein sehr aussagekräftiges deutsches Wort. Es ist schwer, es ins Englische zu übersetzen. „Prisoners of War“ trifft es nicht ganz. Auf Deutsch schwingt etwas anderes mit, etwa: Gefangene des Schicksals, Gefangene der Umstände, über die die Gefangenen selbst keine Kontrolle haben“.¹

Die Unterscheidung verschiedener Dimensionen von Gefangenschaft ist interessant. Unabhängig von der Zeit, in der diese Texte geschrieben sind, verbindet Voss und Thearl das Thema der „Gefangenschaft“. Thearl war konkret „eingesperrt“ im Kriegsgefangenenlager. Die Familie Voss fühlt sich nun, nachdem sowjetische Truppen die Gegend um Danzig eingenommen hatten und eine polnische Verwaltung etabliert wurde, als gefangen. Rudolph Voss ist zwar frei – und ist es dennoch nicht. Auch er ist gefangen – wenn auch anders. Diese Andersheit ist ja zunächst naheliegend: Der Status eines Kriegsgefangenen unterscheidet sich offensichtlich von jenem eines Deutschen in den neuen polnischen Gebieten unter sowjetischem Einfluss. Voss verwendet den Begriff der „Gefangenschaft“, um sein

¹ It is a very expressive German word. No English word or phrase translates it simply. ‘Prisoners of War’ doesn’t quite do the job. In the German tongue, it means rather prisoner of fate, captives of circumstances under which the individual has no control”.

Unbehagen an der neuen Situation auszudrücken, seine Angst und den Verlust an Sicherheit. Wenn Sie die Briefe der Familie Voss nun lesen, die im Ausstellungsteil „Hinter dem Stacheldraht“ vorgestellt werden, entdecken Sie, dass Voss die konkrete Notsituation, in der Thearl sich als Kriegsgefangener befunden hat, mit seiner momentanen in Beziehung setzt. Vereinfacht gesagt begründet er seine Bitten um materielle (und menschliche) Unterstützung mit dem lebensgefährlichen Engagement, das seine Familie für Thearl während des Kriegs geleistet hat. Nun erhofft Voss von Thearl in seiner eigenen Art der Gefangenschaft Unterstützung. Was ich zunächst festhalten möchte: Gefangenschaft ist ein vielschichtiges Thema. Sie markiert Alteritäten: zwischen gefangen und frei. Sie ermöglicht aber auch Einblicke in Handlungsalternativen: Billa Voss musste keinen Fisch ins Kriegsgefangenenlager schmuggeln. Sie tat es dennoch und bezahlte diesen Akt der Menschlichkeit mit ihrem Leben. Moralisch gesehen, war sie hierzu nicht verpflichtet. Und rechtlich war diese menschliche Geste verboten. Dennoch: Sie handelte anders als es moralisch geboten und rechtlich erlaubt war. Worauf gründet diese Alterität? Ich möchte vermuten darauf, dass sie die Distanz, die die Kriegsumstände zwischen ihr als einer Deutschen und dem US-amerikanischen Feind geschaffen hatten, konstruktiv füllte. Ich werde hierauf später zu sprechen kommen.

Warum beginne ich mit dieser Episode?

Die Ausstellung über Kriegsgefangenen- und Internierungslager in den USA und in Nazi-Deutschland ist keine abstrakte, geschichtliche Ausstellung. Es geht nicht nur um etwas Vergangenes. Vielmehr geht es darum, Geschichte zu begreifen, indem wir uns den konkreten Lebensgeschichten von Menschen zuwenden. Geschichte, wie sie hier dargestellt ist, erzählt Erfahrungen konkreter Menschen. Diese Erfahrungen wurden uns erzählt, und indem wir sie mit anderen ins Gespräch bringen, gestalten wir Geschichte. Solch eine Konzeption liegt der Ausstellung zugrunde. Sie basiert auf unzähligen Interviews, die Michael Luick-Thrams, der Direktor von Spuren e.V., mit Zeitzeugen geführt hat (über 75 Stunden) und auf all den Dingen, die diese Zeitzeugen ihm dann überlassen haben. Der Fokus der Ausstellung liegt also nicht auf einer möglichst objektiven Darstellung des Lagersystems im 2. Weltkrieg. Ihr Blick richtet sich vielmehr auf die mit uns geteilten Erfahrungen von Menschen, die in diesen Lagern leben mussten. Die Begleittexte sind von diesen Erfahrungen her geschrieben: Mal darstellend und erzählend, mal analysierend, mal leidenschaftlich, anklagend und mahnend.

Wir beanspruchen nicht, die Wahrheit über Kriegsgefangenschaft im 2. Weltkrieg zu beschreiben. Doch kommen vielfältige Facetten einer durchlittenen Wirklichkeit zur Sprache, die aus gelebter Erfahrung heraus einen Wahrheitsanspruch postulieren kann.

Es geht thematisch um das Leben vor der Gefangennahme, um die Gefangennahme selbst und den Transport in die Lager, um das Lagerleben. Dieses ist gekennzeichnet durch Arbeit, Freizeit und das Zusammenleben. Alltagsszenen wurden in Comics oder Skizzen festgehalten, zuweilen wurden auch Holzschnitzereien und Schmuckschatullen hergestellt. Sie werden Tafeln sehen, die von Flucht, Widerstand und Rückkehr handeln. Und schließlich sind Tafeln der Versöhnung mit der Vergangenheit gewidmet. Oftmals entstanden aus den erzwungenen Arbeitskontakten zwischen Kriegsgefangenen und der einheimischen Bevölkerung Beziehungen, die auch den Krieg überdauerten. Das erwähnte Beispiel von Thearl Mesecher und Rudolph Voss ist nur eines unter vielen. Deutsche Kriegsgefangene im Mittleren Westen profitierten oftmals davon, dass die dortige Bevölkerung teilweise deutsche Wurzeln hatte, was eine gewisse Verbundenheit herzustellen half. Schätzungsweise knapp 5% der deutschen Kriegsgefangenen kehrten nach ihrer Freilassung im Laufe der folgenden Jahre in die USA zurück.

Sie wissen das: Kriegsgefangenschaft ist grausam. Ich verdeutliche Ihnen das an einigen wenigen abstrakten Fakten: In Polen verweigerte die deutsche Wehrmacht einem Großteil der polnischen Kriegsgefangenen den kriegsvölkerrechtlichen Schutzstatus und beutete sie als Zwangsarbeiter in der deutschen Landwirtschaft und Kriegsindustrie aus. Von den 5,7 Mio Rotarmisten in deutscher Gefangenschaft überlebten 3,3 Mio Personen nicht. Der entsprechende Prozentsatz betrug bei den US-amerikanischen, britischen, kanadischen und weiteren Soldaten (232.000) etwa 3,5 % (8.348). Die deutschen Wehrmachtsangehörigen, die seit Sommer 1944 massenhaft gefangen genommen wurden (über 1 Mio), wurden in anglo-amerikanischen Gefangenenlagern ausreichend gepflegt. Erst nach der Kapitulation – die Zahl stieg auf etwa 7,5 Mio an – traten Versorgungsengpässe auf. In sowjetischer Kriegsgefangenschaft starben etwa 1/3 der deutschen Kriegsgefangenen (2 Mio von 3,3 Mio). Hinter solchen abstrakten Fakten sind Menschen mit ihren Erfahrungen und Schicksalen verborgen. Diese werden Sie in der Ausstellung kennen lernen.

Ich möchte in einem nächsten Gedankengang Ihnen die zu einer Ausstellung verdichteten Erfahrungen konkreter Menschen unter der Perspektive der Frage „Wer ist der Andere?“ in ausgewählten Aspekten vorstellen.

Zunächst einige theoretische Überlegungen um den Begriff „der Andere“ herum. Ich greife hierbei Gedanken des französischen Philosophen Francois Jullien (Der Weg zum Anderen. Alterität im Zeitalter der Globalisierung. Passagen, Wien 2014) auf.

Die Vorstellung „des Anderen“ ist nach zwei Seiten hin bedroht: Auf der einen Seite besteht die Gefahr, den Anderen zu verabsolutieren: Er absorbiert mich und beschränkt mich

dadurch in dem, wer und wie ich bin bzw. sein soll und sein möchte (das ist sozusagen die Gefährdung „von links“). Andererseits besteht die Gefahr, dem Diktat der Angleichung unterworfen zu werden: Der Andere wird dann durch mich absorbiert, muss sich mir und meinen kulturellen Vorstellungen und Wahrnehmungen angleichen (das ist sozusagen die Gefährdung „von rechts“). Beide Gefahren resultieren aus den Problemen, die der Begriff des „Unterschiedes“ macht. Ein Unterschied geht immer von etwas grundlegend Gemeinsamem aus, das – und hier wird es problematisch – von der Identität dessen aus gedacht wird, der den Unterschied wahrnimmt und thematisiert. Hier besteht die Gefahr des hegemonialen Übergriffs.

Francois Jullien schlägt daher vor, den Begriff des Unterschieds durch den Begriff des Abstandes zu ersetzen. Abstand markiert eine Entfernung und öffnet dadurch einen Raum, der nicht durch Angleichung an mich und meine Vorstellungen oder durch Absorption durch den Anderen qualifiziert ist. Es ist ein Dazwischen, das jedoch nicht einfach immer da ist, sondern durch „den Einen“ wie „den Anderen“ erst geschaffen wird. Der Andere ist dadurch „der Andere“, weil er mit mir ein Spannungsfeld aufbaut, in dem etwas passieren kann. Jullien spricht von einem „fruchtbaren Feld, das etwas produziert“.

Wenden wir diese Vorstellung auf zwei Beispiele aus der Ausstellung an:

(1) Natürlich erlebte Billa Voss in Thearl Mesecher „den Anderen“ zunächst in formalen Ungleichheiten: Während des Krieges war er, der Kriegsgefangene, für den Arbeitseinsatz bei ihrem Vater eingesetzt. Auf die Begegnungen miteinander griffen kriegsrechtliche Rahmenbedingungen zu. Zudem begegneten sich hier „Feind und Feind“. Es herrschte eine Ungleichheit bezüglich des Freiheitsrahmens. Unter dem Aspekt des Unterschiedes werden sofort Abhängigkeitsverhältnisse sichtbar. Diese waren auch gegeben, als nach dem Krieg die Familie Voss Thearl um dessen Unterstützung angegangen war. Sie beruhten nun nicht mehr auf kriegsrechtlichen Bedingungen, sondern hatten eine moralische oder menschliche Qualität. Die Vorstellung des Abstandes zwischen Billa und Thearl bzw. zwischen Thearl und der Familie Voss ermöglicht einen Blick auf andere Kontexte. Es wurde ein Beziehungsrahmen unter den Beteiligten geschaffen (in der Terminologie Julliens ein „fruchtbares Feld“). Innerhalb dieses Rahmens nahm man den jeweilig Anderen nicht nur in seinem Unterschied (frei – unfrei; Arbeitsgeber – Zwangsarbeiter u.ä.) wahr. Hier gelingt vielmehr der Versuch, in die Unmenschlichkeit der Kriegssituation hinein, die als solche nicht zu ändern war und an der sich die Beteiligten auch offenbar nicht abarbeiteten – etwas zu gestalten, das mit den Begriffen „Hilfe“, „Menschlichkeit“, „seelische und körperliche Unterstützung“ oder auch mit dem Begriff der „Liebe“ beschrieben werden kann. Würde man dieselben Begriffe in den Rahmen der Abhängigkeit und des Unterschieds setzen, so wären sie in ihrer Qualität nur beschränkt auskunftsfähig. Denn die äußeren Rahmenbedingungen etwa des Kriegsrechts definieren die Alteritätsbeschreibung „Sieger-

Gefangener“ so eindeutig, dass „der Andere“ als Akteur zur Herstellung eines „fruchtbaren Feldes“ ausfallen müsste. Wir würden dann diese Episode nur staunend und bewundernd kommentieren: „Meine Güte, waren die mutig. Toll, dass es auch solche Menschen gab!“. Verstehen Sie mich nicht falsch: Dieser Kommentar ist vollkommen angemessen. Wenn mich jedoch die Szene zwischen Voss und Thearl berührt, dann nicht nur deswegen, weil ich Billas Heroismus, der sie in den Tod führte, bewundere, sondern weil ich auch verstehe, dass selbst im Krieg „der Andere“ (also hier: der Feind) nicht nur jemand ist, der mich absorbiert (also: der mich besiegt) oder den ich mir angleiche (also: den ich besiege). Damit relativiere ich nicht die Abscheulichkeit des 2. Weltkrieges, den ich mir durch theoretische Winkelzüge vom Leib halte. Ich lerne aber auch eine Dynamik zu verstehen, die quer zu jener liegt, die politisch, ideologisch oder militärstrategisch vorgegeben ist. Diese zu entdecken ist der Vorteil biographiegeleiteten Arbeitens, dessen Ergebnisse Sie hier in den Ausstellungsteilen sehen. Die Ausstellung erzählt also nicht rein zufällig irgendwelche Geschichten. Vielmehr zeigt sie an historischen Beispielen auf, welches Potential die Beschäftigung mit „dem Anderen“ im Kontext von Kriegserfahrungen besitzt.

Ich lade Sie ein, Begegnungen mit „dem Anderen“ als Bereicherung zu entdecken. Sie werden mit der Ausstellung selbst einige Alteritätserfahrungen machen. Das beginnt mit der Präsentation. Sie arbeitet mit sehr einfachen Mitteln, die ein knappes Budget widerspiegeln und gleichzeitig vom hohen Engagement ihrer Initiatoren zeugen. Wir wollen Menschen erreichen und nicht durch ein elaboriertes Ausstellungsdesign beeindrucken. Besuchen sie die Webseite von [Traces](#) und schauen Sie die Bilder und Filme aus den USA an, wie dort Menschen zusammenkamen um diese Ausstellung herum: Das ist beeindruckend.

Die dezente Aktualität der Ausstellung und des Begleitprogramms mögen Ihren Blick auf die angespannte öffentliche Stimmung in Deutschland wenden, wenn das Wort „Flüchtlinge“ fällt. Viel besser wäre ja, von „flüchtenden Menschen“ zu sprechen. Ich habe den Eindruck, dass all jene, die das Abendland gefährdet sehen, ein zu starres Bild vom „Anderen“ haben. Das Fremde am Anderen ist immer eine Herausforderung. Doch wenn ich dieses Fremde hauptsächlich als Bedrohung – wovon eigentlich? – thematisiere, werde ich dem nicht gerecht, dass die Begegnung mit dem Anderen einen fruchtbaren Raum konstituiert. Die Menschenrechte, die unbedingte Würde des Menschen und auch die humane und christliche Prägung unserer Gesellschaft sollten Grund genug sein, diesen Raum zu betreten und zu gestalten.